

Das Gewissen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 16

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639422>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Gewissen

von RoBo

Hannes, der junge Ehemann, tat einen schweren Gang.

Hannes brachte Geld zur Post.

Allmonatlich, wenn Hannes sein Gehalt in Empfang genommen hatte, dieses Gehalt eines kleinen Buchhalters, wiederholte sich dieser Weg, der ihn dünkete wie ein Opfergang, dazu bestimmt, ihn periodisch an die Enge und Kleinheit seines Daseins zu erinnern.

Soeben hatte er zu Hause seinem tapferen Frauchen den Haushaltsanteil in die kleinen, rührigen Hände, die so sorgsam einzuteilen wussten und, wie Hannes manchmal meinte, beinahe hexen konnten, gelegt. Der verbleibende, grössere Rest seines Einkommens aber gehörte nicht ihm, dem Hannes, nein, der gehörte Anderen, bis zum letzten Franken. Das war der bittere Tropfen im Kelche der Lebensfreude unseres Hannes, ein Tropfen, der bald da, bald dort, bald rechtzeitig dämmend in aufschäumendes Begehren, bald zur Unzeit in irgend ein unschuldiges Freudlein fiel.

Allerdings, Hannes war ja kein Dummrian, der etwa nicht wusste, dass man zum Beispiel nicht gratis wohnen kann. Dass man dem Staate für Sicherheit und Ordnung zollte, was des Staates war. Und dass man den Doktor nicht länger warten lassen dürfe, dass die letzten Möbelraten, der fällige Verbandsbeitrag und das Zeitungsabonnement bezahlt werden müssten und für zwei, drei nötige kleine Anschaffungen das Geld beiseite zu legen sei. Aber die Sachen läpperten sich doch höllisch zusammen und wenn man Soll und Haben verglich, so zeigte sich gewöhnlich, dass da und dort noch ein kleines Abstrichlein nötig war, um das Gleichgewicht herzustellen. Da konnte es dann vorkommen, dass die kleine Frau mit hurtiger Hand ihrem Hannes über die gefurchte Stirne strich und beide sich gegenseitig trösteten mit den Worten: «Wir wollen Gott danken, dass wir dieses Geld abschicken können, wenn wirs nicht könnten, ja, dann wäre es ein Unglück.»

Heute hat nun Hannes also wieder einmal seine grünen Postanweisungen geschrieben und steht vor dem Geldschalter der Post. Wenn er nur nicht immer so lange warten müsste; ihn überkommt jedesmal ein Gefühl der Erleichterung, wenn die Sache vorbei ist. Auch andere Leute stehen schon Schlange, nicht minder ungeduldig, ihr Scherflein loszuwerden. Krampfhaft sichernd umklammert Hannes' Faust den alten Briefumschlag, in dem die Formulare, drei Hunderternoten und ein Zettelchen verwahrt sind, letzteres die Aufstellung und die Schlußsumme zeigend. — 259 Franken!

Mehr als die Hälfte seines Einkommens! Da bekommt er also 41 Franken zurück. Langt gerade für die Schuhe und das längste nötige Waschbrett. Wenn doch nur etwas mehr verbliebe, dann könnte man... Wütend verscheucht Hannes diese unfruchtbaren Reflexionen und schiebt sich näher zum Schalter. Jetzt ist die Reihe an ihm.

Gleichgültig dreht sich der Beamte mit den Formularen zur Additionsmaschine, tippt, kehrt sich zurück und sagt: «249 Franken, stimmt's?»

Da durchzuckt es Hannes. Stimmts? Nein, es stimmt nicht; oder am Ende doch? Sollte er, Hannes, einen Rechnungsfehler begangen haben? Oder am Ende der Postbeamte? Aber der hat doch mit der Maschine addiert und die Maschine irrt nicht. Oder hat der Beamte am Ende falsch getippt? Das wäre möglich. Wie toll schiessen dem Hannes die Gedanken durch den Kopf, unbewusst schleicht die Versuchung herzu und als der Beamte etwas ungeduldig sich räuspert und sich ebenso ungeduldig scharrende Füße hinter Hannes bemerkbar machen, da würgt der Letztere tonlos hervor: «Ja, es stimmt».

Es ist geschehen! Bewusst hat er, wenngleich ohne Ueberzeugung, diese Zustimmung gegeben. Ihm vorläufig unbewusst aber hat die Versuchung Oberhand behalten, die unklare Hoffnung, es könnte am Ende doch nicht stimmen. Wie nun aber, wenn der Beamte sich geirrt hat, wer muss dann den Schaden tragen? Doch der Beamte selbst. Nur nicht denken jetzt! Zuerst heraus aus dem Menschenknäuel, der ihn langsam weiterschiebt. Seine Finger umkrallen den alten Briefumschlag mit den Quittungsabschnitten, mit dem Kontrollzettel und den zurückerhaltenen 51 Franken.

51 Franken! Also bleiben ihm doch 10 Franken mehr! Damit kannst du nun... wispert ihm die Versuchung ins Ohr! Aber wo bleibt jetzt die Freude über den unverhofften Gewinn? Und wo ist dieses Gefühl der Erleichterung hingekommen, das ihn früher immer nach diesem wichtigen Gange bis zur Arbeitsstätte und abends bis nach Hause begleitet hat. Dafür hat sich jetzt etwas anderes eingestellt, ein Gefühl, als habe er plötzlich in der Magengrube eine Art Gletschermühle, in welcher ein ungefügter Klumpen unaufhörlich sich dreht und gegen rebellische Wände poltert. Jetzt liegt der Klumpen eine Weile still und da hört Hannes in seinem Innern zwei Stimmen streiten: «Du brauchst ja bloss deine Abschnitte und den Kontrollzettel nachzurechnen und dann bist du alle Zweifel los», während die andere Stimme raunt: «Wie willst du das machen in diesem Gedränge, und dann, wie willst du, wenn's nicht stimmen sollte, wieder an den Schalter gelangen, der jetzt stärker besetzt ist als je? Willst du zu spät ins Büro kommen? Du kannst ja immer noch vom Geschäft aus telefonieren!» Hannes scheint der letzteren Stimme Recht geben zu wollen. In einem Sturme widerstrebender Gedanken verlässt er die Halle und überquert fast im Sprunge die Strasse. Es ist wie eine Flucht vor dem Gewissen. Plötzlich steht Hannes vor der langen Treppe zur Oberstadt. Er blickt hinauf; wenn ich einmal oben bin, keh' ich nicht mehr zurück, denkt er, das hat dann noch Zeit. Merk' würdig, wie steil ihm plötzlich die Treppe erscheint. Schon der erste Tritt macht ihm ungewohnte Mühe und der zweite erscheint ihm doppelt so hoch. Und wieder spürt er das wühlende Rollen der Gletschermühle. Verwünscht! Soll er am Ende doch umkehren? Schon werden Passanten aufmerksam auf sein merkwürdiges Gebaren, da reißt in seinem Innern sich etwas los, er macht kehrt und festen Schrittes schreitet er über die Strasse den Weg zurück. Kurz vor dem Schalter kommt ihm der Gedanke, seine Belege zu überprüfen. Man könnte sich schliesslich noch lächerlich machen! Das Gedränge stört ihn jetzt auf einmal nicht mehr und rasch ist die Prüfung geschehen: der Postbeamte hat recht, aber der Herr Buchhalter, der Hannes, hatte einen Schnitzer gemacht! Die Gletschermühle hat ihre Tätigkeit unversehens eingestellt und an ihrer Stelle gähnt eine gewisse unbehagliche Leere, die immerhin Platz für eine zunehmende Erleichterung gewährt. Mit einem Sprung ist Hannes wieder draussen und wie ein Wiesel die Stadttreppe hinauf. Wie ist doch diese Treppe so bequem, denkt Hannes und merkt nicht, dass die Freude über den soeben errungenen inneren Sieg ihn die Stufen so sprunghaft nehmen lässt. Schon fängt Hannes an, sich im Spiegel seiner Tugendhaftigkeit zu beliebäugeln, da kommt er plötzlich zur Besinnung, beohrfeigt sich innerlich und denkt: «Hannes, Hannes, was bist du doch für ein erbärmlicher Kerl, schämst du dich nicht, dich selbst zu deiner Redlichkeit zu beglückwünschen? Weissst du nicht mehr, auf wie wackligen Füßen dieselbe vor wenigen Minuten noch gestanden hat? Pfui Teufel!»

Den Abendheimweg machte Hannes mit einem Kollegen. Unter allerlei Gesprächen kamen sie auch auf einen gemeinsamen Bekannten, den Bankbeamten Hediger, zu sprechen. «Ja, der hat letzte Woche einen bösen Tag erlebt», meint der Kollege, gestern klagte er mir, dass er am Schalter durch einen Kunden um den Betrag von Fr. 50.— geschädigt worden sei, indem er, Hediger, sich bei einer Auszahlung überzählt habe. Er habe zwar den Irrtum sofort bemerkt, aber der Mann habe sich mit seiner Beute schon davongemacht. Es gibt doch schlechte Leute auf der Welt. Der Mann muss doch zu Hause den Irrtum unbedingt bemerkt haben und hätte als ehrlicher Mensch den Betrag unverzüglich zurückerstatten müssen. Wenn man dabei noch bedenkt, dass Hediger ohnehin schwere Familienlasten zu tragen hat, so kann man nur sagen: so ein Schuft.»

Hannes war es, als hätte man ihm mit einem schweren Hammer auf den Kopf geschlagen. So ein Schuft, echote es in seinem Gehirn; starren Blickes, äusserlich wie geistesabwesend, überdachte er mit blitzartiger Klarheit sein Erlebnis von heute und während er, seinen Kollegen grusslos stehend lassend, heimwärts wanderte, murmelten seine Lippen unaufhörlich: «Nie mehr, nie mehr!»